

tience« keine gute, ökumenisch förderliche Wahl. Hier hätte Nation nachfragen müssen, ob Yoders Vorstellung vom »Gespräch als Struktur der Gemeinde« vielleicht doch nur eine historisch nicht sachgemäße Idealisierung der einstigen Gespräche zwischen Täufern und Reformierten darstellt und ob der Begriff des Gesprächs, wie Yoder ihn konzipiert hat, nicht unter einem gravierenden Makel leidet. Nimmt man das Gespräch nämlich wirklich ernst, dann ist es so, daß beide Partner sich im Gespräch grundsätzlich neu erfahren und der eine nicht letztlich auf die Seite des anderen hinübergezogen wird, beide vielmehr verändert aus dem Gespräch hervorgehen. Hier wäre es angebracht gewesen, die Gesprächstechnik, die Yoder einsetzt und mit der er die Verständigung dominiert, kritischer ins Auge zu fassen.

Yoder ist es sicherlich gelungen, zentrale Themen des Täufertums, vor allem das Friedenszeugnis, in den heutigen Mainstream theologischer und sozial-ethischer Diskussionen einzubringen (S. 110). Aber der gelegentlich nötige oder zwingende Charakter seiner Argumentationsweise sollte nicht verdecken, daß es sich dabei nur um mehr oder weniger diskussionswürdige Alternativen handelt, die vorgeschlagen wurden und an denen mit offenem Ausgang kritisch weitergearbeitet werden muß. Um diese Weiterarbeit auf solider Grundlage in Angriff zu nehmen, ist die Lektüre dieser sympathischen Einführung in das theologische Denken John Howard Yoders aus der Feder Mark Thiessen Nations unerlässlich.

Hans-Jürgen Goertz

Rudy Wiebe, *Friede wird viele zerstören*, Bonn: Tweeback 2009, 379 S., Hardcover, ISBN 978-3-98119782-2

1962 erschien in Kanada der Roman *Peace Shall Destroy Many*. Es war das Erstlingswerk des damals 28jährigen Schriftstellers Rudy Wiebe, und es war der erste Roman eines nordamerikanischen Mennoniten auf englisch. Er löste eine heftige Reaktion unter den Mennoniten Kanadas aus und führte dazu, daß sein Autor, damals bereits als Herausgeber einer englischsprachigen Wochenzeitung kanadischer Brüdergemeinden in Winnipeg umstritten, dieses Amt im folgenden Frühjahr niederlegte und Winnipeg verließ. Im Nachwort zur deutschen Übersetzung, die nun fast fünf Jahrzehnte später erscheint, blickt der Autor, mittlerweile 75 Jahre alt und einer der bedeutendsten kanadischen Schriftsteller der Gegenwart (zum Autor s. MGBI 2008, S. 266–268), gelassen und mit einigem Abstand auf sein Erstlingswerk zurück: Die Kontroverse um das Buch sei schon zu dem Zeitpunkt, da sie geführt

wurde, überholt gewesen – und sein Werk ist inzwischen zur Pflichtlektüre avanciert (S. 376).

Die damalige kanadische Kontroverse, für die Wiebes Buch der provozierende Auslöser war, kann begriffen werden als Teil eines generationenübergreifenden Selbstgesprächs, das Mennoniten weltweit seit ihren Anfängen im 16. Jahrhundert in immer neuen Variationen und Ausprägungen führen, um sich ihrer selbst, ihres Auftrags und ihrer Identität zu vergewissern, mal leise und unterschwellig, mal explizit und laut. Bei dieser Selbstvergewisserung geht es um das Verhältnis der Mennoniten zu ihren Nachbarn und zur Gesellschaft, in der sie leben (der »Welt«, wie in Anlehnung an neutestamentliches Vokabular gerne gesagt wird). Und wie in einem Knäuel, in dem alles mit allem zusammenhängt, geht es dabei zugleich um die Frage nach dem Stellenwert der mennonitischen Tradition, und um die Offenheit der Gemeinden für Menschen, die aus anderen Traditionen hinzukommen. Es geht auch um die Frage nach Macht und Autorität in der Gemeinde, verbunden mit der Frage nach gemeindlichen Normen und danach, wie mit denen umzugehen sei, die sie nicht einhalten können oder wollen. Für die Beantwortung dieser immer wieder in Variationen auftretenden Fragen ist es hilfreich, sich zu vergegenwärtigen, wie Mennoniten anderer Zeiten und Kontexte mit diesen Fragen umgegangen sind – vor allem, wenn der Streit darum in Gestalt eines gut geschriebenen Romans daherkommt und zugleich ein literarischer Genuß ist.

*Friede wird viele zerstören* spielt im Kanada des Jahres 1944. Ort ist die kleine Mennonitensiedlung Wapiti am Rande der Wildnis. Hier hat sich als erster Mennonit Peter Block angesiedelt, der Mitte der 1920er Jahre der Sowjetunion entflohen ist. Furchtbares hat er dort erlebt, und sein ganzes Streben zielt darauf, in Kanada wieder ein kleines blühendes mennonitisches Gemeinwesen aufzubauen, wie es das im vorrevolutionären Zarenreich gab. Darum bemüht er sich, weitere mennonitische Siedler nach Wapiti zu holen, die er für geeignet hält, und anderen Siedlern, vor allem Mischlingen (Métis), ihr Anwesen abzukaufen und sie zum Wegzug zu überreden. Mit großem Fleiß, harter Arbeit und unbeirrbarer Zielstrebigkeit lebt Block für die Realisierung seiner rückwärtsgewandten Zukunftsvision. Gütig und hilfreich ist er: Er läßt keinen Mennoniten in Wapiti unbesucht, kennt alle und hilft durchaus auch materiell in den Schwierigkeiten, die nicht nur die Anfangsjahre mit sich bringen. Fast jede Familie in der Kolonie ist ihm persönlich zu Dank verpflichtet, und so ist er ihr unbestrittener Patriarch und dazu auch noch der Diakon der Gemeinde. Im Laufe des Romans werden freilich auch die Schattenseiten seiner unbeirrbaren und unnachgiebigen Haltung in sei-

ner eigenen Familie sichtbar, und es wird deutlich, mit welchen menschlichen Defiziten seine rigorose Haltung erkaufte ist.

Im Mittelpunkt des Romans steht aber Thom Wiens, Sohn des Schriftführers der Gemeinde. Der junge Mann rechnet jeden Tag damit, seine Einberufung zur kanadischen Armee zu bekommen. Er wird das Erbe der Väter, das für die Gemeinde eine so große Rolle spielt, nicht verraten und wird den Dienst in der Armee verweigern, was bei den Mennoniten im Kanada jener Kriegsjahre keineswegs selbstverständlich ist. Die Mennoniten können die Tradition der Wehrlosigkeit und der Verweigerung des Militärdienstes nur aufrecht erhalten, weil und solange andere bereit sind, das Land und damit auch das Recht der Mennoniten mit Waffengewalt zu verteidigen – dieser Widerspruch macht den Mennoniten gewaltig zu schaffen. Muß man sich gegen einen Diktator wie Hitler, der die ganze Welt mit Krieg überzieht, nicht auch mit militärischer Gewalt verteidigen? Kann man unter Berufung auf das Gewissen den Dienst mit der Waffe verweigern und dann guten Gewissens vom Krieg profitieren, weil man Nutznießer der kriegsbedingt stark gestiegenen Erlöse für landwirtschaftliche Produkte ist? Thom ist keineswegs frei von Skrupeln, und vielleicht gerade deswegen ist er so empfindlich und reagiert gereizt auf die Sticheleien Herb Ungers, der ihn aufzieht, er drücke sich ja bloß. Herbs Bruder Hank dagegen ist zu den Fliegern gegangen und wird sich bei der Wiederkehr zu Weihnachten mit der Zahl der von ihm abgeschossenen Deutschen brüsten.

Thom reagiert gereizt auf Herbs Sticheleien, und gleich zu Beginn des Romans verliert er bei einem harmlosen Spiel die Kontrolle über sich und hätte Herb mit einem Holzschläger beinahe erschlagen, wenn er nicht davon abgehalten worden wäre. Thom spürt, daß seine Neigung zu solchen Wutausbrüchen seine Haltung der Friedfertigkeit kompromittiert. Und dem Leser signalisiert Rudy Wiebe gleich zu Beginn durch diesen Vorfall wie auch durch die für den Kriegseinsatz übenden Tiefflieger, die alte Frauen und Kinder zusammenschrecken und Kühe in Panik ausbrechen lassen: Der Krieg ist auch für die Mennoniten Kanadas nicht weit weg. Er ist präsent und fordert sie heraus, und die Fragen, die er aufwirft, hinterlassen ihre Spuren auch in den entlegensten Gemeinden an der Grenze von Zivilisation und Wildnis.

Missionarische Aktivität gilt unter Sozialpsychologen oft als Versuch, interne Fragen und Selbstzweifel durch nach außen gewendetes Engagement zu überdecken: Die Resonanz, die eine Botschaft bei anderen findet, hilft dem, der sie verkündet, etwaige innere Zweifel an ihr in sich zu unterdrücken. Vielleicht trifft das ja auch auf Thom zu und ist für ihn der innere Antrieb, seine freie Zeit der Mission unter den Mischlingskindern zu widmen. (Für den

deutschen Leser bedarf es hier des Hinweises, daß diese Mischlinge, die Métis, in Kanada eine eigene Ethnie darstellen, sie sind bereits früh aus der Vermischung weißer Trapper und Fallensteller mit indianischen Frauen hervorgegangen; es geht also nicht um die Vermischung von Mennoniten mit Kanadiern oder Indianern). Thom setzt damit das Werk seines Freundes Joseph fort, der es begonnen hatte, nun aber seinen Ersatzdienst ableistet. Auch Joseph war gegenüber der mennonitischen Tradition der Militärdienstverweigerung kritisch eingestellt, und er hatte Thom beeinflusst. Die Verweigerung des Militärdienstes, heißt es an zentraler Stelle im Buch, sei nur gerechtfertigt, wenn sie die bessere, klarere Bezeugung des Glaubens und der Botschaft von Jesus Christus sei. Die bloß selbstgefällige Fortführung der eigenen Tradition sei damit unvereinbar, vielmehr müsse das Evangelium auch zu jenen getragen werden, die davon noch nichts gehört haben. Das trifft auf die Mischlingsfamilien und ihre Kinder zu, die ebenfalls in Wapiti leben und mit denen die Mennoniten immer wieder auch in Berührung kommen. In dieser Überzeugung gehen die Verweigerung des Militärdienstes und das missionarische Engagement eine enge Verbindung ein.

Thom engagiert sich und führt eine einfache Form von Unterweisung durch, indem er Mischlingskinder mit biblischen Geschichten bekanntmacht. Für Weihnachten 1944 ist eine gemeinsame Aufführung geplant, wie man sie in Wapiti noch nicht erlebt hat. Erst im Laufe der Zeit erkennt Thom, daß seine Arbeit keine Perspektive hat und von den maßgebenden Personen der Gemeinde – vor allem vom Diakon Peter Block – nicht mitgetragen wird. Denn das Ergebnis seines Engagements könnte nur sein, daß eines Tages auch Mischlinge zur Gemeinde dazukämen, daß Mennoniten und Mischlinge gleichberechtigt nebeneinander stünden und – welch unvorstellbarer Gedanke – sich dann auch vermischen würden. Auf die religiöse Integration würden unweigerlich die soziale und die familiäre folgen. Das aber steht der Vision des Diakons diametral entgegen, und er zögert nicht, die Arbeit mit den Mischlingskindern zu unterlaufen, indem er deren Familien einfach auskauft und zum Wegzug überredet.

Mit Thom Wiens hat Rudy Wiebe die Figur geschaffen, deren allmählicher Erkenntnisprozeß den Leser die Halbheiten, Inkonssequenzen und Doppelbödigkeiten der Gemeinde in Wapiti gewahr werden läßt. Mit ihm beginnt der Leser zu begreifen, warum so viele junge Leute den Ort verlassen, dessen geistige Enge sie nicht mehr ertragen; mit ihm entdeckt er, warum Herman Paetkau trotz seiner freundlichen Art immer eine Randfigur geblieben ist und sich schließlich eine Méti-Frau genommen hat; und mit Thom erkennt der Leser schließlich die persönliche Tragik Peter Blocks, der durch seine Haltung

nicht nur der Gemeinde schadet, sondern auch die eigene Familie zerstört. Am Ende dieses Romans und damit am Ende des Jahres 1944 ist Thom desillusioniert, und was zu Anfang gewiß schien, ist dem Leser nun fraglich geworden: Wie wird Thom reagieren, wenn seine Einberufung kommt?

Dank der Bemühungen und des verlegerischen Risikos des kleinen Bonner Tweeback Verlages kann der deutsche Leser nun nachvollziehen, was 1962 die kanadischen Mennoniten so aufwühlte. Dank gilt aber auch dem Übersetzer Joachim Utz, der damit sein viertes Buch von Rudy Wiebe auf deutsch vorlegt. Er hat dafür gesorgt, daß die Texte dieses Autors inzwischen auch für den deutschsprachigen Leser ihren charakteristischen Klang bekommen haben.

*Christoph Wiebe*